

Neue Freie Presse. Herausgegeben von Eduard Bacher und Moriz Benedikt. Morgenblatt. Nr. 8394. Wien, Sonntag, den 8. Januar 1888.

Eduard Hanslick, Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt.

1 Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt.

Ed. H. Der Briefwechsel zwischen Liszt und Wagner liegt in zwei starken Bänden *Härtel'schen* Verlags vor uns. Er umfaßt in 316 Briefen einen Zeitraum von zwanzig Jahren (1841— 1861). Bedarf es erst der Versicherung, daß diese Sammlung so überaus charakteristischer Briefe das höchste Interesse hervorruft? Die langjährige intime Correspondenz zweier genialer Künstler, welche einer denk würdigen Periode unseres Musiklebens ihre Signatur auf gedrückt haben, ist eine Erscheinung von hoher biographischer und künstlerischer Wichtigkeit. So hoch versteigen wir uns allerdings nicht, sie dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller an die Seite zu stellen, wie dies einige Journal- Anzeigen ohneweiters gethan. Für uns hat diese Zusammen stellung, offen gesagt, etwas Verletzendes. Wir wissen wohl, daß es Leute gibt, die Liszt und Wagner ohneweiters neben Schiller und Goethe stellen, wo nicht gar darüber; mit ihnen werden wir uns schwerlich verständigen. Vielleicht hat Wagner selbst Anlaß gegeben zu diesem schmeichelnden Ver gleich, indem er an Liszt schreibt: „Goethe's und Schiller's Briefwechsel brachte mir *unser* Verhältniß sehr nahe und zeigte mir köstliche Früchte, die unter glücklicheren Umständen *unserem* Zusammenwirken entspriessen könnten.“ Aber was die beiden Musiker einander schreiben, erreicht nicht entfernt die Höhe und Weite des Gedankenkreises, die Tiefe des künstlerischen Gehalts, welcher den Briefwechsel unserer beiden Dichter durchdringt. Das rein Persönliche, mit seinem häuslichen und finanziellen Klein-kram, verschwindet hier fast gänzlich vor den höchsten Anliegen der Kunst und der Menschheit. Im Liszt- Wagner'schen Briefwechsel istdas Umgekehrte der Fall. Auch wo Schiller und Goethe einander ihre Arbeiten zusenden, begnügt sich keiner von ihnen mit enthusiastischen Lobeserhebungen; ihre freudige Anerkennung ist stets von werthvollen Bemerkungen, Fragen und Rathschlägen begleitet. „Sie legen mir meine Träume aus,“ schreibt Goethe an Schiller nach dessen tief und liebe voll eingehender Beurtheilung des *Wilhelm Meister*; „fahren Sie fort, mich mit meinem eigenen Werke bekannt zu machen.“ Nichts dergleichen bei Liszt und Wagner. Mit einer einzigen Ausnahme, wo Liszt eine Aenderung in Wagner's noch ungedruckter *Faust-Ouvertüre* vorschlägt, er gehen sich die beiden Freunde nur in ekstatischer Bewunderung ihrer gegenseitigen Werke. Wollten die Heerrufer der „Zukunftsmusik“ ihre kühne Parallele ausführen, so müßte, welcher gegen *Wagner* Liszt als der Subjectivere, Leiden schaftlichere erscheint, mit der Rolle beehrt wer *Schiller's*den, während, der Maßvollere, Abgeklärtere in dem *Liszt* ganzen Briefwechsel, als figurirte. Gegenüber der *Goethe* rasenden Leidenschaftlichkeit Wagner's wird es in Wahrheit Liszt nicht allzu schwer, olympisch wie Goethe zu erscheinen. Mit dem Charakter Schil-

ler's hingegen zeigt Wagner in seinen Briefen keinerlei Verwandtschaft. „Der heilige Mann!“ schreibt einmal Hebbel. „Immer hat das Schicksal geflucht und immer hat Schiller gesegnet!“ Auch dem Componisten des Lohengrin hat das Schicksal lange geflucht; er selbst aber fluchte immer noch stärker. Am zutreffendsten für den Brief wäre vielleicht die Wendung: *wechsel flucht und Wagner segnet*. Wahrlich, diese Correspondenz ist das schönste *Liszt* Denkmal, das man Liszt setzen konnte. Sie zeigt ihn durch die ganzen zwanzig Jahre, da Wagner (vor der Berufung nach München) die Hilfe Liszt's nach allen Richtungen ununterbrochen in Anspruch nahm, als das Vorbild eines opferwillig hingebenden und besonnenen Freundes, als das Muster eines warmherzigen, neidlosen Künstlers. Niemals wird er ungeduldig über die maßlosen Anforderungen und unaufhörlichen Klagen Wagner's; immer ist er beschwichtigend mit tröstenden oder anfeuernd mit enthusiastischen Worten zur Hand. Der erbitterte Gegner müßte Liszt nach dieser Lectüre bewundern und lieb gewinnen.

Die Correspondenz fließt anfangs sehr spärlich. Wagner's erster Brief (mit der Anrede: „Sehr geehrter Herr!“) ist aus Paris vom 24. März 1841 und enthält mit Berufung auf H. Laube nur den Wunsch nach einer persönlichen Annäherung. Erst vier Jahre später schreibt Wagner, der in zwischen Hofcapellmeister in Dresden geworden, wieder an Liszt in Angelegenheit des Weber-Monuments. Abermals nach Jahresfrist (1846) erbittet sich Wagner die Vermittlung Liszt's bei dem Wiener Theater-Director Pokorny wegen einer Aufführung des „Rienzi“. Weiter folgen noch aus Dresden neun Briefe Wagner's mit nur zwei kurzen Antworten Liszt's. Im Juni 1848 schien es Wagner in Dresden nicht mehr geheuer; er wünscht, Liszt möchte ihm das Eigenthumsrecht seiner drei ersten Opern für 5000 Thaler abkaufen oder ihm von jemand Anderem das Geld verschaffen. Inständig bittet er Liszt, in dieser Angelegenheit selbst nach Dresden zu kommen, „aber *sehr bald!*“ Wegen Theilnahme am Hochverrath steckbrieflich verfolgt, flüchtet Wagner im Mai 1849 über Zürich nach Paris mit Hilfe Liszt's, der ihn mit einem auf den Namen Dr. Wid lautenden Paß und mit dem nöthigen Reisegeld vermannsieht. Inzwischen hat Liszt eifrig für Wagner gewirkt, den Tannhäuser in Weimar einstudirt und aufgeführt, auch im Journal des Débats einen begeisterten Artikel darüber veröffentlicht. Wagner fühlt sich in Paris höchst unbehaglich. Er schreibt an Liszt, den er fortan *Du* nennt: „Dieses gräuliche Paris liegt centnerschwer auf mir; bei allem Muth bin ich oft die erbärmlichste Memme. Trotz deiner großherzigen Anerbietungen sehe ich oft mit einer wahren Todesangst auf das Schmelzen meiner Barschaft. In Paris und ohne Häuslichkeit — ich will sagen Herzensruhe, kann ich nichts arbeiten... Mache es möglich, mir schnell Geld zukommen zu lassen, damit ich hier fortgehen, nach Zürich reisen und dort so lange leben kann, bis ich den gewünschten *Gehalt* beziehe.“ Er hatte Liszt gebeten, ihm vom weimar'schen Hof ein Jahresgehalt zu erwirken, zu welchem vielleicht der Herzog von Coburg und die Prinzessin von Preußen etwas hinzu fügen möchten. Dieser Wunsch blieb unerfüllt, obgleich Wagner versichert, seine „durch unbemäntelte Sympathie mit dem Dresdener Aufstande kundgegebene Gesinnung sei weit entfernt von jenem lächerlich fanatischen Charakter, der in jedem Fürsten einen verabscheuungswürdigen Gegenstand erblickt“. Liszt's Antwort (mit 300 Francs Reisegeld) gibt uns *ein* Beispiel aus unzähligen, wie liebevoll, besonnen, ja väterlich er seinen ungestümen Freund allzeit berathen und aufgerichtet hat: „Vorderhand wäre es nicht sehr diplomatisch, an eingebrochenen Thüren anzuklopfen; späterhin, wenn du als ein ebenso *gemachter* Kerl dastehst, wie du ein *geschaffener* bist, werden sich die Protectoren finden lassen, und sollte ich dir als vermittelndes bequemes Werkzeug dabei dienen können, so stehe ich dir mit ganzem Herzen und einiger sicherer Gewandtheit zu vollem Gebrauch. Deine Uebergangs-Periode kannst du aber nicht übergehen; und Paris ist dir zu Allem und vor allem Anderen eine dringende Nothwendigkeit. Trachte es möglich zu machen, deinen (mit *Rienzi* einigen für das Pariser Publicum nothwendigen Modificationen) im Laufe künftigen Winters aufzuführen. Mache und Madame

Roger etwas deine Cour. Ver Viardotnachsässige auch nicht J., der dir gewiß freud Janinschaftlich an die Hand gehen wird und die baldige Aufführung deiner Oper in Paris durch seinen Einfluß in der Presse hervorrufen kann. Mit Einem Wort, theuerester und großer Freund, mache dich unter den Bedingungen des Möglichen möglich, und der Erfolg wird dir gewiß nicht fehlen. und A. Vaéz werden dir vortrefflich dazu helfen, Royer sowol den Rienzi umzuarbeiten und zu übertragen, als deine neue Unternehmung ins Werk zu setzen. Verbinde und verständige dich streng mit ihnen, um folgenden Plan zu verwirklichen, von welchem dann nicht mehr abgewichen werden darf: 1. Aufführung des Rienzi im Laufe des Winters an der Pariser Oper... 2. Ein neues Werk für den Winter 1859 in Mitarbeiterschaft von Vaéz und A. Royer, welche die Fäden des Gelingens vollständig kennen. In der Zwischenzeit kannst du nicht besser thun, als eine gute Stelle in der musikalischen Presse einzunehmen; aber verzeih' mir die Empfehlung, richte dich nicht so ein, daß du nothwendigerweise in Feindseligkeit mit Dingen und Menschen geräthst, welche dir den Weg deiner Erfolge und deines Ruhmes sperren. Weg also mit den politischen Gemeinplätzen, dem socialistischen Gallimathias und den persönlichen Zänkereien. Aber guten Muth, kräftige Geduld und arbeite mit Händen und Füßen, was dir nicht schwer sein wird bei dem Vulcan, den du in deinem Gehirn besitzt.“ Den freundschaftlichen Wink artigen Entgegenkommens oder dankbaren Erwiderns wiederholt Liszt, der Wagner's Manier kannte, unermüdlich bei jeder ähnlichen Gelegenheit. Er empfiehlt ihm, dem Verfasser einer begeisterten Lohengrin-Kritik (im „Frankfurter Conversationsblatt“) einige Zeilen zu schreiben, deren Vermittlung Liszt selbst übernimmt. Desgleichen an den Musikdirector Langer, welcher „das Liebesmal der Apostel“ vortrefflich zur Aufführung gebracht. „Wenn du (Director des Cäcilien-Vereins in Apt Prag) ein paar Zeilen schreiben willst, so wirst du ihn sehr erfreuen. Ebenfalls, wenn du die Freundlichkeit hättest, an Louis in Köhler Königsberg ein Exemplar deiner Nibe (Text) zu schicken.“ „Sei so freundlich und lungenbeantworte das Schreiben mit einiger Dingelstedt's Höflichkeit und lasse dir diese Bemerkung nicht verdrießlich sein.“ In dieser Weise ist Liszt durch die ganzen 20 Jahre des Briefwechsels dafür besorgt, Wagner in möglichst gutem Einvernehmen mit allen für in dessen Carrière eingreifenden Persönlichkeiten zu erhalten. Ob es ihm immer gelang, ist zweifelhaft. „Was mir das komisch vorkommt,“ antwortet Wagner, „daß ich mit Dingelstedt für Weimar zu unterhandeln habe, kann ich dir gar nicht sagen. Ich hätte Lust, ihm zu sagen, er solle sich mit meiner Oper gar nicht zu thun machen.“ Liszt's Plan, „von dem nicht mehr abgewichen werden darf“, hat Wagner nicht befolgt. Er eilt ungeduldig von Paris wieder fort, macht weder die Umarbeitung des Rienzi, noch eine neue Oper für Paris, componirt überhaupt volle vier Jahre keine Note, sondern zieht es vor, theoretische Werke („Die Kunst und die Revolution“, „Das Kunstwerk der“, „Zukunft Oper und Drama“) zu schreiben. Anfangs Juli 1849 läßt sich Wagner definitiv in Zürich nieder und läßt seine Frau mit deren Schwester aus Dresden nachkommen. „Schicke ihr so viel Geld,“ schreibt er an Liszt, „als dir nur irgend erschwänglich ist!“ Liszt sendet ihr augenblicklich hundert Thaler. Bis hieher mußten wir glauben (und Wagner glaubte es vielleicht auch), daß Liszt förmlich in Geld schwimme. Ein Brief Liszt's vom 28. October 1849, als Antwort auf eine neue Geldforderung Wagner's, belehrt uns eines Besseren: „Suche doch, lieber Freund, wie du es kannst, bis zu Weihnachten dich zu behelfen, denn mein Beutel ist augenblicklich völlig leer, und es ist dir überdies nicht unbekannt, daß das Vermögen der Fürstin (Wittgenstein) seit einem Jahre ohne Verwalter ist und daß sie täglich von einer vollständigen Confiscation bedroht ist. Gegen Ende des Jahres rechne ich auf einige Geldeinnahmen, und ich werde gewiß nicht ermangeln, dir so viel davon zukommen zu lassen, als es mir meine sehr beschränkten Mittel ermöglichen; denn du weißt, welche schwere Verpflichtungen auf mir lasten. Ehe ich an meine eigene Person denke, müssen meine Mutter und meine drei Kinder, welche in Paris sind, anständig versorgt sein. Die Concertlaufbahn ist, wie du weißt,

seit mehr als zwei Jahren für mich geschlossen, und ich kann sie nicht unvorsichtig wieder betreten, ohne meine jetzige Stellung und besonders meine Zukunft schwer zu beschädigen.“ Trotzdem schickt er Wagner schon am 14. Januar 1850 eine Anweisung auf 500 Francs. Später verlangt Wagner, Liszt möge ihm eine fixe jährliche Subvention von 1000 Francs zusichern. Liszt antwortet: „Liebster Richard! Endlich kann ich dir melden, daß Anfangs Mai du 1000 Francs erhalten wirst. Jetzt bin ich noch nicht in der Lage, eine *jährliche* Verpflichtung zu übernehmen. Es ist für mich immer ein Herzeleid, dir eine unangenehme Mittheilung zu machen, und daher wartete ich den günstigen Moment ab, wo ich dir anzeigen konnte, daß dir die bewußte Summe zugeschickt wird. Ich habe dir mehrmals von meinen schwierigen pecuniären Verhältnissen gesprochen, die sich einfach so gestellt haben, daß meine Mutter und meine drei Kinder von meinen früheren Ersparnissen anständig versorgt sind und ich mit meinem Capellmeister-Gehalt, 1000 Thaler jährlich und 300 Thaler als Präsent für die Hofconcerte, auskommen muß.“ Man sollte glauben, es würden nach diesen über raschenden Aufschlüssen Liszt's und seinen bereits so groß müthig gebrachten Opfern die Forderungen Wagner's seltener werden. Nichts weniger. Es geht so fort durch den ganzen Briefwechsel. Anfangs Januar 1851 schreibt Wagner: „Ich gedenke für jetzt nach Paris zu gehen. Meiner Frau Hauskasse ist im letzten Schwinden; sehnlich erwartet sie durch mich Geld zur Bezahlung der starken Neujahrsrechnungen. Ich bedarf demnach bestimmt 1000 Francs, um fort zu können... Nun sieh' doch, von wem und wie du mir das Geld schaffst.“ „In Weimar,“ antwortet Liszt, „ist es mir unmöglich, zehn Thaler aufzutreiben — ich habe aber sogleich nach Wien geschrieben, und in acht Tagen soll dir die benannte Summe (1000 Francs) durch meinen Schwiegersohn Ollivier eingehändigt werden.“

Aber nicht bloß mit Geldforderungen tritt Wagner un aufhörlich an Liszt heran; dieser ist obendrein sein Com missionär für Alles und Jedes. Liszt soll sich nach London wegen einer Aufführung des Lohengrin verwenden; Liszt soll den Großherzog von Weimar zu Schritten für Wagner's Amnestirung bewegen; Liszt soll deßhalb selbst nach Dresden reisen; Liszt soll mit Härtel in Leipzig einen vortheilhaften Verlagscontract über den Lohengrin (später auch die Nibe) abschließen; Liszt soll nach Berlin gehen, den Tannhäuser zu dirigiren; Liszt soll vom Polizei-Director in Prag die Rücknahme eines Censurverbotes (Tannhäuser) erwirken; Liszt soll ihm ein Clavier von Erard verschaffen; Liszt soll sich sogar „als polizeilicher Agent praktisch zeigen“, das heißt einen nach Jena geflüchteten Zimmerkellner aufspüren, welcher dem Wagner etwas gestohlen hat; Liszt soll — ja, was soll er nicht Alles! Und er thut auch Alles. Was Wagner von ihm verlangt, leistet Liszt ohne Aufschub, ohne ein Zeichen von Ungeduld — wenn es überhaupt nur *möglich* ist.

Wagner's Briefe sind äußerst charakteristisch. In ihrer betäubenden Exaltation werfen sie zugleich ein erklärendes Streiflicht auf seine Musik, die sich ja auch mit Vorliebe in der äußersten elektrischen Spannung bewegt. Was er an Liszt schreibt, liest sich wie siedendes Wasser, wie flammen des Pech. Fast in jedem seiner Briefe sehen wir neben einander zwei rauchende Flammensäulen aufsteigen: die eine, die ihm Ehre macht, ist der Enthusiasmus für Franz Liszt; die andere, die uns weniger gefällt, sein maßloses Wüthen und Jammern über sein Geschick. Diese beiden stolzen Feuergarben prasseln schließlich immer zu dem kläglichen Aschenhäuflein zusammen: „Schick' mir Geld!“ Wagner empfand mit innigem Dankgefühl, was er seinem großmüthigen Freunde schuldete. Er liebte ihn, vergöttert ihn, preßt ihn mit krampfhafter Heftigkeit an sich. „Wenn ich dir mein Liebesverhältniß zu dir beschreiben könnte! Da gibt es keine Marter, aber auch keine Wonne, die in dieser Liebe nicht bebte! Heute quält mich Eifersucht, Furcht vor dem mir Fremdartigen in deiner besondern Natur; da empfinde ich Angst, Sorge — ja Zweifel — und dann wieder lodert es wie ein Waldbrand in mir auf, und Alles verzehrt sich in diesem Brande, daß es ein Feuer gibt, das nur der Strom der wonnigsten Thränen endlich zu

löschen vermag. Du bist ein wunderbarer Mensch, und wunderbar ist unsere Liebe! Ohne uns so zu lieben, hätten wir uns nur furchtbar hassen können.“ Ein anderesmal schreibt er:

„Wo hat je ein Künstler, ein Freund — für den an dern das gethan, was du für mich thatest! Wahrlich, wenn ich an der ganzen Welt verzweifeln möchte, hält mich ein einziger Blick wieder hoch, hoch empor, erfüllt mich mit Glauben und Hoffnung. Ich begreife nicht, was ich seit vier Jahren ohne dich geworden wäre; und was hast du aus mir gemacht!“ Und später:

„Wenn du wüßtest, welche Gottesspuren du hier hinter lassen! Lebewohl, mein Franz, mein *heiliger* Franz!“

Neben dieser edlen Flamme begeisterter Freundschaft schlängelt sich, wie gesagt, in jedem Briefe Wagner's ein anderes düster qualmendes Feuer, das ihn zu verzehren droht: der wüthende Zorn über seine Verbannung, über seine schmalen und unsicheren Einkünfte, über die „Lauheit, Schlawheit, Niederträchtigkeit“ des Publi cums, der Künstler, der Machthaber, der ganzen Welt. Nur einige wenige Proben. „Mein ganzer Tag ist eine Ent sagungsöde. Das ist mein Leben! Ich bin verflucht, in Leder und Dumpfheit zu Grunde zu gehen! Könnte man nicht das Alles lassen und ein ganz anderes Leben beginnen? Ekel erfaßt mich, was ich auch immer ergreife! Ich mag das Leben nicht länger tragen!... Ich wollte, wir Beide machten uns von hier aus stricte auf, um in die weite Welt zu gehen! Lass doch auch du diese deutschen Philister und Juden: hast du was Anderes um dir? Nimm noch Jesuiten dazu, so bist du gewiß fertig! *Philister, Juden und* — das ist's; aber keine Menschen! Dumm *Jesuitenköpfe!*“ „Recht schwer fällt es mir, mir einzureden, es müsse nun einmal so fortgehen, und sei nicht eigentlich moralischer, diesem scandalösen Leben ein Ende zu machen. Wüste, Oede, Trostlosigkeit von Früh bis zum Abend!“ „Um meinen Stolz ist's gethan, und jetzt heißt's, mit Demuth den Nacken beugen unter das Joch der Juden und Philister! Ich bleibe aber auch noch ein Bettler, wie ich war! Lieber Franz, keines meiner letzten Lebensjahre ist an mir vorüber gegangen, ohne daß ich nicht *einmal* darin am äußersten Ende des Entschlusses gestanden hätte, meinem Leben ein Ende zu machen. Es ist Alles darin so verfahren, so ver loren!... Ich kann nicht wie ein Hund leben, ich kann mich nicht auf Stroh betten und mich in Fusel erquicken; ich muß irgendwie mich geschmeichelt fühlen, wenn meinem Geiste das blutig schwere Werk der Bildung einer unvor handenen Welt gelingen soll... Und diese Qual, Noth und Sorge für ein Leben, das ich hasse, das ich verfluche! Höre, mein Franz! Du mußt jetzt helfen! Es steht schlecht, sehr schlecht mit mir... Vor Allem muß ich *Geld* haben; *Härtels* sind sehr flott gewesen; aber washelfen mir Hunderte, wenn Tausende nöthig sind!“ „Wel chem Philister soll ich zumuthen, sich in dies Ueberschwäng liche meiner Natur zu versetzen, die mich unter diesen Lebensstimmungen trieb, einem ungeheuren, inneren Verlan gen äußerlich auf eine Weise abzuhelpen, die ihm bedenklich, ja verstimmend erscheinen muß? Keiner weiß ja, was Unser einem noththut; muß ich mich selbst doch darüber wundern, so viel „Unnützes“ oft für unentbehrlich zu halten. Ich kann es nur dir sagen, wie peinlich ich jetzt daran bin und wie nöthig mir schnelle Hilfe ist. Vor meinem ungeheuer empfindlichen Gefühle in dieser Sache bleibt mir sonst nichts übrig, als — da ich mir um solcher Frivolität willen nicht das Leben nehmen will — mich schnurstracks aufzumachen und nach Amerika durchzugehen.“ Die ver zweifelten Klagen Wagner's stammen nicht etwa bloß aus seiner ersten Züricher Zeit, wo Einsamkeit und materielle Sorge ihn bedrückten; sie wiederholen sich noch stärker in der Mitte und gegen Ausgang dieser Periode, bei günstiger gestalteten Verhältnissen; ja ganz zu Ende des Briefwechsels, da ihm bereits die Rückkehr nach Deutschland offen stand (September 1860), finden wir ähnliche Ausbrüche. Es bleibe dahingestellt, ob Wagner's Nothschreie über seine „elende Existenz“ immer einen thatsächlich hinreichenden Grund hatten — eingebildete Leiden thun ja nicht minder weh — befremden muß es dennoch, daß er niemals daran denkt, seinem edlen,

gewiß nicht minder weich empfindenden Freunde etwas davon zu ersparen. Es liegt etwas geradezu Unmännliches, Unwürdiges in der wollüstigen Gier, mit der Wagner an seiner eigenen Verzagtheit und Verzweiflung saugt; noch mehr aber in der Art, wie er jede böse Laune, jede momentane Trostlosigkeit gleich mit tausend Stacheln in das Herz seines Freundes abdrückt. Sollte man es für möglich halten, daß ein so starker, selbst wußter Geist, wie Richard Wagner, niemals dahin ge langte, Widerwärtiges mit sich selbst auszukämpfen, vor läufig Unabwendbares mit einiger Fassung zu tragen? Sah er doch die zwanzig Jahre hindurch an das schönste *Liszt* Beispiel, wie ein wahrer, d. h. selbstloser und schonender Freund eigenes Mißgeschick trägt. Liszt hatte als Mensch wie als Künstler viel Bitteres zu erdulden, wie wir zwischenden Zeilen seiner Briefe lesen können. Aber es bleibt zwischen den Zeilen. Wenn Wagner durch solche Andeutungen, durch Kunde von Liszt's Erkrankung, oder durch Mittheilung dritter Personen, „Liszt sei sehr traurig“ sich zu dringender Anfrage veranlaßt sieht — wie antwortet ihm Liszt? „Wie es *mir* geht, fragst du? Wo die Noth am größten, ist Gott am nächsten! Beunruhige dich nicht über mein Unwohlsein — in ein paar Tagen ist es vorüber, und meine Beine haben mich noch fortzutragen. Dein F. L.“ Das ist Alles. Ein andermal: „Oftmals bin ich sehr betrübt um *deinetwillen*, und *meinetwillen* habe ich keine Veranlassung, mich zu erfreuen. Die Hauptangelegenheit und Aufgabe meiner gesellschaftlichen Existenz nimmt eine sehr ernste und peinliche Wendung. Ich konnte von dieser Seite nicht viel Anderes erwarten und war darauf vor bereitet; jedoch haben die langwierigen Verwicklungen, an welchen ich duldend zehren muß, viel Kummernisse mit sich gebracht und meine pecuniäre Lage sehr gefährdet — ich kann darüber nicht weiter sprechen. Du wirst mich verstehen und mein Stillschweigen nicht mißdeuten.“ Nur so viel verräth Liszt von einem der schwersten, sich durch Jahre fortschleppenden Kummernisse seines Lebens. Am wohlthuendsten berührt uns aber folgende Antwort Liszt's auf eine neuerliche Anfrage Wagner's: „Leider kann ich dir, nach Außen zu, wenig Rosiges abtreten, obgleich ich, dem Anschein nach, zu den Glücklichen gezählt werden muß. Auch bin ich glücklich und so glücklich, als es nur ein Erdensohn sein kann; dies kann ich *dir* vertrauen, weil du weißt, von welcher unendlicher, aufopfernder und unversiegbarer Liebe mein ganzes Leben seit acht Jahren nun getragen ist. Wozu soll mich das übrige Leidwesen außer Fassung bringen? Alles Andere ist ja eben nur die Sühne meines hehren Glücks!“

So sehen wir Liszt die ganzen Jahre hindurch zärtlich besorgt, den Freund, den schonungslosen, zu schonen, ihm Klagen und Betrübung zu ersparen. Was immer das Schicksal Schweres über ihn verhängt — Liszt macht es mit sich selber aus. (Ein Schlußartikel folgt.)